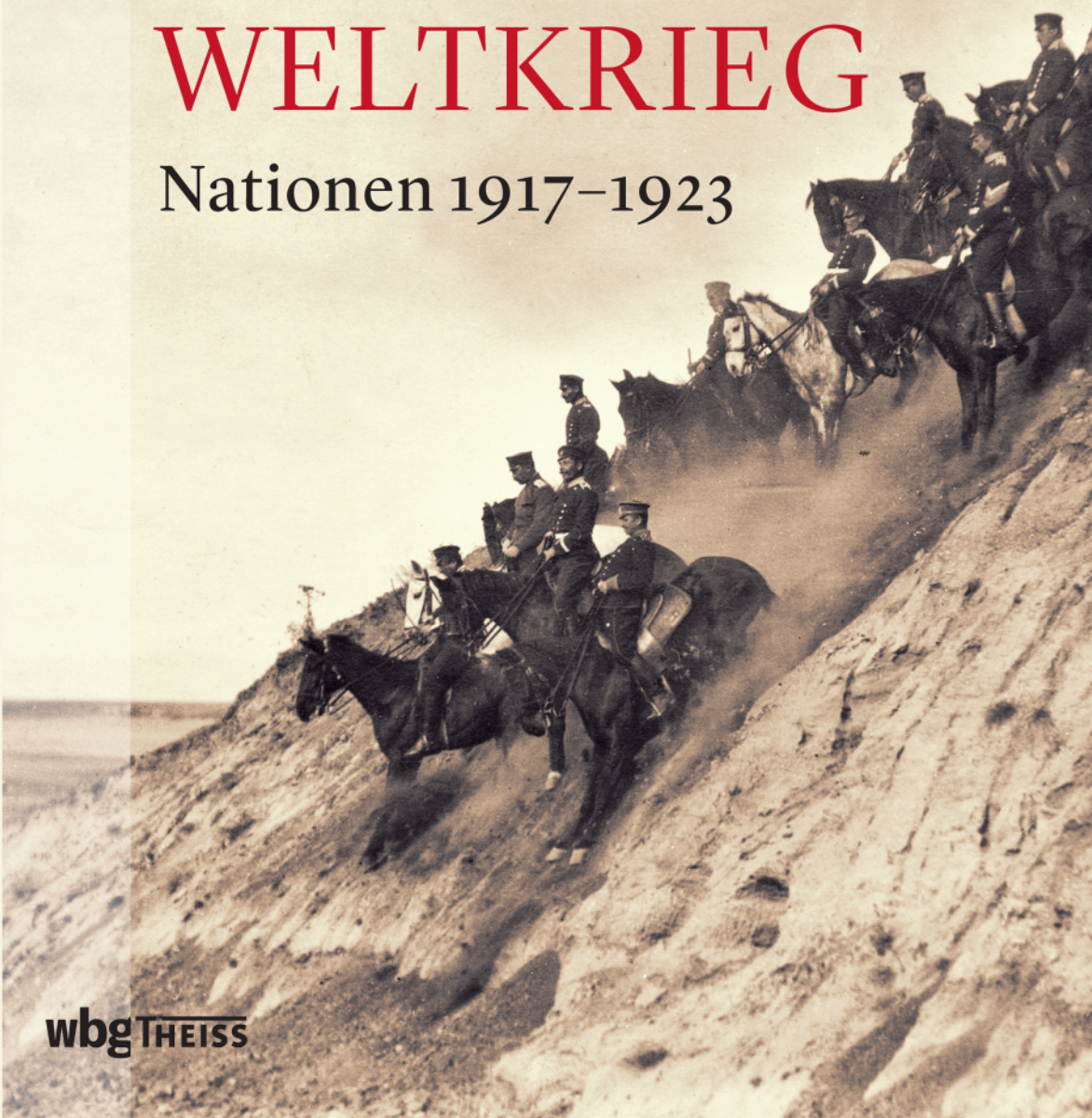


Włodzimierz Borodziej
Maciej Górny

DER VERGESSENE WELTKRIEG

Nationen 1917–1923



Włodzimierz Borodziej, Maciej Górny

Der vergessene Weltkrieg Europas Osten 1912–1923

Band II – Nationen
1917–1923

Aus dem Polnischen
von Bernhard Hartmann

wbgTHEISS

Die polnische Originalausgabe von Bd. 2 erschien unter dem Titel
„Nasza wojna. Narody 1917–1923“ im Verlag Grupa Wydawnicza Foksal.
© by Grupa Wydawnicza Foksal

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg
© 2018 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Lektorat: Dirk Michel, Mannheim
Layout und Satz: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Umschlagabbildung: Bulgarische Offiziere im Manöver. Foto: © bpk/Musée Nicéphore Niépce,
Ville de Chalon-sur-Saône/adoc-photos
Umschlaggestaltung: Harald Braun, Helmstedt
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3820-4

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3888-4

eBook (epub): 978-3-8062-3915-7

Inhalt

Einleitung:	
Die Februarrevolution – drei Revolutionen.....	7
I GIGANTEN UND PYGMÄEN	21
Kapitel 1 Gemeinsam und getrennt – die Ethnisierung der Armee	22
Kapitel 2 Kriege (1917–1923)	76
Kapitel 3 Kriege der Nationen.....	133
II KALEIDOSKOP	201
Kapitel 1 Soziale Konflikte	202
Kapitel 2 Transformation	287
III MAFIA	351
Kapitel 1 Nationalbewegungen	352
Kapitel 2 Der „Krieg der Geister“ im Osten	374
Kapitel 3 Die Pariser Konferenz und der Vertrag von Versailles	405
Schluss Gewinner und Verlierer.....	451
ANHANG	481
Karten	482
Verzeichnis der Exkurse	485
Abbildungsnachweis	485
Anmerkungen	486
Verzeichnis der benutzten Literatur	521
Personenregister.....	540

Einleitung:

Die Februarrevolution – drei Revolutionen

Gavrilo Princip starb langsam und unter Qualen. Der Mörder Franz Ferdinands zeigte vor dem k. u. k. Gericht keine Reue. Er bedauerte lediglich den Tod der Erzherzogin. Das Gericht betrachtete ihn als nicht volljährig und verurteilte ihn „nur“ zu 20 Jahren schwerer Zwangsarbeit in der Kleinen Festung Theresienstadt. Seine Strafe verbüßte Princip in einer feuchten Einzelzelle, an eine Wand gekettet und isoliert von der Außenwelt. Die Tuberkulose, mit der sich vermutlich schon früher infiziert hatte, schritt rasch voran. Man amputierte ihm einen Arm. Am 28. April 1918, also noch vor Kriegsende, starb Princip im Alter von 24 Jahren. Er wusste nicht, dass er eine Lunte entzündet hatte, die halb Europa in die Luft jagen sollte.

Am 21. November 1916 starb mit 87 Jahren Kaiser Franz Joseph I., der 68 Jahre geherrscht hatte. Am 30. November wurden seine sterblichen Überreste in einem Trauerzug zunächst in den Stephansdom und anschließend in die Grabstätte der Habsburger, die Kapuzinergruft, überführt. Nicht nur die Anhänger der Monarchie fühlten sich verwaist. Der spätere sozialdemokratische Bundeskanzler Bruno Kreisky (er übernahm das Amt 1970), der damals fünf Jahre alt war, behielt von dem Begräbnis ein Gefühl von Einsamkeit und Leere im Gedächtnis.

Niemand konnte sich an einen anderen Herrscher erinnern. Auf dem Sterbebett soll der Kaiser seinem Kammerdiener die Sorge anvertraut haben, dass sein Tod auch das Ende der Monarchie bedeuten könnte. In der Tat hätte sein Nachfolger Karl I. (boshafte Zungen ergänzten: „und Letzte“), selbst wenn er ein politisches Genie gewesen wäre, kaum eine Chance gehabt, das Habsburgerreich zu retten.

In Berlin war es Wilhelm II. in den 28 Jahren seiner Herrschaft gelungen, alles zu ruinieren, was er nur anfasste. Von Beginn an stand der Hohenzoller im Schatten des beliebten Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg (ab August 1916 Chef der Obersten Heeresleitung) und dessen Stellvertreter Generalmajor Erich



Die Anbringung des Schriftzugs „Dem Deutschen Volke“ an der Reichstagsfassade.

Ludendorff. Wilhelm wusste, dass er bei seinen gelegentlichen Besuchen im Hauptquartier „nur der Adjutant von Hindenburg“ war und nichts zu sagen hatte.

Zeitgleich mit dem Tod seines Wiener Partners sah sich Wilhelm II. zu einem symbolischen politischen Zugeständnis gezwungen, gegen das er sich mehr als 20 Jahre lang ebenso verbittert wie sinnlos gewehrt hatte: Für die Westfassade des 1894 eröffneten Reichstagsgebäudes war von Anfang an die Widmung „Dem deutschen Volke“ vorgesehen gewesen. Wilhelm hatte die Anbringung des Schriftzugs verhindert, weil er die symbolische Aufwertung des Souveräns als Einschränkung seiner monarchischen Prärogative ansah. Nach mehr als zwei Kriegsjahren, in denen seine Person an Bedeutung verloren hatte, gab er den Widerstand auf. Er hoffte, freilich vergebens, auf diese Weise die Linke und das Zentrum besänftigen zu können.¹

Noch schlimmer erging es dem russischen Zaren. Nikolaus II. regierte fast genau so lange wie sein Berliner Cousin, seit 1894. Während der Moskauer Krönungsfeierlichkeiten zwei Jahre später – gemäß dem Geist der damaligen Zeit

wollten die Zaren das Volk in die religiös legitimierte Zeremonie einbeziehen – kam es zu einer Massenpanik mit fast 1400 Toten. Und es wurde nicht besser. Russland verlor den Krieg gegen Japan, in den Revolutionen der Jahre 1905–07 starben Zehntausende. Als Reaktion errichtete der Zar die Fassade einer pseudo-konstitutionellen Monarchie, doch das Parlament (die Duma) hatte keinen echten Einfluss auf den Staat. Nach der Niederlage von Gorlice-Tarnów 1915 verfiel Nikolaus II. auf eine noch schlechtere Idee: Gegen den Rat seiner Minister und Generäle erklärte er sich zum Oberbefehlshaber. Von nun galt er nicht mehr nur als unfähiger Herrscher, sondern wurde auch für die Niederlagen an der Front verantwortlich gemacht.

In den ersten Kriegsjahren vollbrachte Russland eine gigantische Leistung, indem es seine Rüstungsproduktion vervielfachte. Zugleich schrumpfte die Agrarproduktion um ein Fünftel – etwa die Hälfte aller Bauern und Landarbeiter wurden eingezogen; sie stellten die eindeutige Mehrheit der Rekruten. Bis Ende 1916 fielen oder starben infolge von Verwundungen und Krankheiten 1,7 Millionen Soldaten, acht Millionen wurden verwundet oder erkrankten, 2,5 Millionen (darunter mehrere Zehntausend Deserteure) gerieten in Gefangenschaft. Das Land musste sechs Millionen Flüchtlinge und Deportierte aus den westlichen Teilen des Imperiums aufnehmen. Ab 1916 funktionierte die Versorgung der Stadtbevölkerung immer schlechter, Arbeiter und Arbeiterinnen fühlten sich ausgebeutet – zumal im Vergleich zu den vier Millionen mittelbar oder unmittelbar bei der Militärverwaltung Beschäftigten, die im russischen Hinterland ein gefahren- und hungerfreies Leben führten. Die Ineffizienz der Verwaltung, die sprichwörtliche Korruption, die Inflation und der Mangel an Nahrungsmitteln verschärften den sozialen Konflikt, mit dem ein ebenso grundlegender Streit um das Zarentum und somit um die Staatsform einherging.

Es ist schwierig, zu sagen, was dem Imperium letztlich am meisten schadete: das archaische System, die unfähige Verwaltung, die Persönlichkeit des Monarchen oder die seiner Gattin. Als Oberbefehlshaber hielt sich Nikolaus II. meist im Truppenhauptquartier in Mogilew auf, seine Gemahlin Alexandra Fjodorowna, geborene Alix von Hessen-Darmstadt, blieb in Petersburg zurück. Die fromme, von Nikolaus aufrichtig geliebte Deutsche hatte vier Töchter und einen Zarewitsch zur Welt gebracht, der freilich an der im Haus Battenberg erblichen Hämmophilie litt. Jede Verletzung bedeutete für den Thronfolger Lebensgefahr. Die Ärzte waren ratlos. Hilfe brachte Grigori Jefimowitsch Rasputin, ein aus Sibirien gekommener Prediger und Wunderheiler, ein Betrüger mit dem Charisma eines Heiligen. Unmittelbar nach Rasputins Ankunft am Hof kamen Gerüchte über

eine intime Beziehung zwischen der Zarin und dem Scharlatan auf. Nach Nikolaus' Umzug nach Mogilew wurden sie zur gängigen Erklärung für die Misserfolge an der Front: Schuldig waren der Gesandte des Satans und die Deutsche, der Zar war nur eine Figur in ihrem Spiel.² Am 1. November 1916 hielt Pawel Miljukow, der Vorsitzende der Konstitutionell-Demokratischen Partei in der Duma eine sorgfältig vorbereitete Rede. Er präsentierte eine lange Reihe von Beispielen für Inkompetenz und Korruption in der Verwaltung, für Versäumnisse und unverständliches Handeln der Regierung sowie für die merkwürdigen Zustände bei Hof. Nach jedem einzelnen Fall stellte er die rhetorische Frage: „Ist dies nur Dummheit oder Verrat?“ Die Liberalen waren mit ihrer Kritik an den herrschenden Verhältnissen nicht allein. Auch die Generalität, der Hof und konservative Politiker beklagten die Unfähigkeit des Herrschers. Einen Monat nach der Beisetzung Franz Josephs I. entschlossen sie sich, zu handeln: Sie ermordeten Rasputin. Doch es war zu spät. Die Abrechnung am Hof interessierte die hungernden Arbeiter in Petersburg und Moskau, die Millionen Flüchtlinge und die Millionen Soldaten nicht mehr.

Der Zar reagierte nicht auf die Ermordung des angeblichen Liebhabers seiner Gattin und verlor damit den letzten Rest Autorität. Am 23. Februar 1917 verwandelte sich ein Marsch anlässlich des Internationalen Frauentags in eine mächtige Demonstration. Tausende hungernde Arbeiterinnen, vor allem aus dem Petersburger Industriebezirk, protestierten gegen Teuerung und skandalöse Versorgungslücken. Am Anfang ging es um das sprichwörtliche Brot, doch diesmal war es keiner der „Weiberaufstände“, die im Vorjahr oft durch die russischen Städte gezogen waren. In diesem Jahr riefen die Demonstrantinnen: „Nieder mit dem Zarentum“, Dann ging alles sehr schnell: Die Polizei war hilflos, die Armee stand Gewehr bei Fuß oder – in seltenen Fällen – schoss, was die Situation nur verschlimmerte. Am 27. Februar schloss sich ein Teil der Einheiten in Petrograd den Protestierenden an. Am Morgen waren es eine einige Tausend Rebellen – „Bauern in Soldatenmänteln“ –, am Abend fast 70 000. Am darauffolgenden Tag verweigerte fast die gesamte Petrograder Garnison den Gehorsam. Nach fünf Tagen mit Demonstrationen, Streiks und Unruhen trat die Regierung zurück. Die Macht übernahm ein provisorisches Dumakomitee, parallel dazu entstand der von Vertretern linker und linksextremer Parteien dominierte Petrograder Arbeiter- und Soldatenrat.

Auch in anderen Industriezentren wurde immer häufiger gestreikt. Die Arbeiter forderten Brot (und nahmen es sich, indem sie Bäckereien plünderten), liberale und linke Politiker Demokratie und alle gemeinsam Frieden. Der Zar versuchte den wachsenden Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken, doch nicht nur in Pe-

trograd weigerte sich die Armee, auf Demonstranten zu schießen. Selbst in den Eliteregimentern – oder vielmehr dem, was von ihnen im dritten Kriegsjahr übrig war – mussten die Offiziere um ihr Leben fürchten, wenn sie die Soldaten gegen sich aufbrachten. In den ersten Märztagen irrte der Zar mit dem Zug durchs Land. Plötzlich war Russland für seinen Herrscher unbefahrbar. Am 15. März (nach gregorianischem Kalender) dankte er ab, nachdem er begriffen hatte, dass die Generalität weder willens noch in der Lage war, seine Befehle auszuführen. Sein Bruder, Großfürst Michail Alexandrowitsch, lehnte die Krone ab. Damit endete nach über 300 Jahren Romanow-Herrschaft die Monarchie in Russland.

Wir schreiben hier keine Geschichte der russischen Revolutionen des Jahres 1917. Zu deren Ursachen haben ältere Kollegen einige überzeugende Theorien entwickelt. Erstens fiel das zaristische Russland nicht unter der Last der militärischen Niederlagen. An der türkischen Front – und die Türken waren kein leichter Gegner, wie die westlichen Alliierten bei Gallipoli erfuhren – errang die russische Armee auch 1916 Siege. Zweitens war nicht der Mangel an Nahrungsmitteln entscheidend, sondern ihre Verteilung (darauf gehen wir in diesem Band ausführlicher ein). Drittens stürzte das Zarentum nicht nur im übertragenen Sinn über den Krieg. Millionen von Bauern (um die 85 Prozent der russischen Bevölkerung lebte noch immer auf dem Land) lernten als Soldaten eine andere Welt kennen als die eigene Gemeinde, aus der ihre Vorfahren nie herausgekommen waren. Diese Erfahrung öffnete neue Horizonte. Vieles wurde möglich, was bis dahin unvorstellbar war, auch eine Welt ohne Herren, Offiziere, letztlich auch ohne Zaren. Viertens könnte man für die politische Situation in Russland an der Jahreswende 1916/17 von einer doppelten Polarisierung sprechen: zum einen zwischen Zarentum und Duma als Plattform der liberalen Opposition sowie zum anderen zwischen der liberalen Opposition (die lediglich einige Prozent der erwachsenen Männer und Frauen repräsentierte) und dem ausgehungerten bäuerlichen, soldatischen und proletarischen Rest des Landes, der im Gefühl des Unrechts und in existenzieller Bedrohung lebte.

Vorerst übernahmen die republikanischen Dumaabgeordneten die Macht. Ihr Gesicht war für einige Monate der linksliberale Anwalt Alexander Kerenski, ein ausgezeichneter Redner, der als Verteidiger in den Prozessen gegen die Teilnehmer der Revolution von 1905 berühmt geworden war. Die erste russische Revolution weckte im Land Hoffnungen, wie sie sonst selten mit politischen Umstürzen einhergehen. Die Menschen erwarteten, dass in Russland endlich Ordnung einkehren werde. Doch die Wiederherstellung eines elementaren Vertrauens in den Staat war nicht die einzige Herausforderung, vor der die russi-

schen Liberalen standen. Vor allem dauerte der Krieg immer noch an. Kerenski stand vor ebenso unlösbaren Aufgaben wie Kaiser Karl I. in Wien. Russland war auf die Hilfe der Verbündeten angewiesen, die nichts von einer Übereinkunft mit den Mittelmächten wissen wollten. Im Juni 1917 befahl Kerenski als Kriegsminister eine Offensive an der Westfront. Das Ziel war Lemberg. Die sogenannte Kerenski-Offensive endete mit einer vorhersehbaren Niederlage, die sich dieses Mal nicht an der Anzahl der Getöteten, Verwundeten und Gefangenen bemaß, sondern am enormen Ausmaß von Befehlsverweigerung und Desertionen.

Am besten schlug sich auf russischer Seite eine Brigade tschechoslowakischer Freiwilliger. Sie wussten, wofür sie kämpften und zeigten etwa in der Schlacht von Zborów die entsprechende Motivation, die den kriegsmüden Rekruten abging. Der spätere Präsident der kommunistischen Tschechoslowakei, Klement Gottwald, gehörte damals zu den k. u. k. Rekruten, einer seiner Stellvertreter, Ludvík Svoboda, zu den siegreichen Legionären. Die Schlacht bei Zborów war, wiewohl vom Ausmaß her wenig beeindruckend, vielleicht das wichtigste Ereignis der Kerenski-Offensive: Für die künftige Tschechoslowakei wurde sie zu einem Gründungsmythos, für die Habsburgermonarchie war sie der letzte Beweis für die Untreue der Tschechen.

Für Russland wurde die Kerenski-Offensive zu einem von mehreren Sargnägeln. Die Armee fiel auseinander. Im Juli organisierte die Linke einen Putsch gegen die Regierung. Die Liberalen verteidigten mit letzter Kraft ihre Macht; sie ließen auf die Demonstranten schießen. Am 21. Juli wurde Kerenski Ministerpräsident eines nur noch theoretisch existierenden Staates. Zum Oberbefehlshaber ernannte er General Lawr Kornilow. Dieser unternahm fünf Wochen später einen Putschversuch, der scheiterte.

Es kam ein gigantischer Mechanismus in Gang, der unzählige menschliche Existenzen vernichtete. Ab dem Sommer 1917 gingen die Generäle gegen das rebellierende Volk vor. Sie säten Tod und Zerstörung. Sie mobilisierten kleinere oder größere Armeen; immer verloren sie. Keine Generalität, nicht einmal die psychisch so labile österreichisch-ungarische, verzeichnete in dieser Zeit eine höhere Selbstmordrate als die russische. Und ihre Untergebenen, meist frischgebackene Oberleutnants ohne Autorität bei Unteroffizieren und Rekruten, starben wohl ebenfalls häufiger durch einen Schuss in den Rücken als durch die Kugel eines Feindes.

Fern von Petersburg, wo der Bürgerkrieg später oder deutlich später einsetzte, sahen die Dinge natürlich anders aus. In der Provinz verlief das Leben bis Anfang März normal. Die Hauptstadt schien unendlich weit weg. In der Gouvernements-

hauptstadt Pensa bemerkte der Gymnasiast Igor Newerly erst am Morgen des 4. März auf dem Weg zur Schule,

[...] dass etwas anders war als sonst. Ich blieb stehen, schaute mich um und begriff: Muganow war fort. Dieser Muganow [...] stand hier, seit ich denken konnte, unerschütterlich und erhaben, wie ein Wappen, ein Zeichen der Ordnung, ein grobschlächtiger, wachsamer Gorodowoj mit seiner Schaschka in der schwarzen Scheide und seiner Pfeife an der roten Schnur. Er war Teil der Landschaft zwischen Bank und Ecke Sadowa, sein Fehlen frappte, als wäre die Staatsbank verschwunden oder als hätte sich die Straße gewölbt.

Während ich überlegte, was mit unserem Schutzmann geschehen war, lief ich weiter, doch auch an der nächsten Ecke stand kein Polizist. Das überstieg nun jegliche Vorstellung, sie konnten ja nicht alle betrunken oder krank sein.³

Der Gymnasiast lief durch die leeren Straßen zum Gouverneurspalast.

Dort stand eine Menge, wie ich noch keine gesehen hatte, Soldaten, Schüler, Eisenbahner, Markthändler, Arbeiter, Beamte, Frauen und Mädchen, Junge und Alte, alle standen dicht gedrängt vor dem Haus des Gouverneurs, und lauschten gebannt einem Mann in offenem Mantel. Er sprach vom Balkon zu ihnen, und als er am Ende seiner Rede die Arme ausstreckte, als wolle er etwas ungeheuer Großes umfassen – ertönte ein Schrei wie nicht von dieser Welt. Mützen flogen in die Luft, die Menschen umarmten und küssten sich, aber nicht wie zu Ostern bedächtig und feierlich, sondern wie wild durcheinander in ungestümer, wahnsinniger Erregung.⁴

Die Eruption der Freiheit sah in vielen Städten ähnlich aus wie in Pensa; plötzlich erschien eine Vielzahl von Zeitungen. Newerly erinnert sich:

[...] ich konnte lesen und lesen, die Leute berauschten sich am freien Wort, sie schwelgten in der unabhängigen Presse, wer wollte und es sich leisten konnte, gab eine Zeitschrift heraus, also erschienen Politik-, Gesellschafts-, Literatur-, Arbeiter-, Volks-, Jugend- oder Regionalmagazine, elitäre, apolitische, mystische und frivole wie die WENERA, die Schukschin herausgab, weil er drei Buden mit Kwas und Zigaretten besaß [...]. Im Frühjahr '17 gab es nichts als Freude, man feierte gleichsam das unbefleckte Fest der Befreiung, den fantastischen Sieg des neuen Lebens ohne Kämpfe und Opfer, ohne Terror, ohne die Aufwallung niederer Instinkte – so eine Revolution, hieß es, hat die Welt noch nicht gesehen!⁵

Newerly – Enkel eines hohen zaristischen Beamten – beschreibt ausführlich die dramatischen Diskussionen zwischen jungen Linken über die Legitimität von Gewalt, dem kürzesten Weg zur Freiheit. Diese Option propagierten seit Jahren die Bolschewiki, die 1917 in den Arbeiter-und-Soldaten-Räten immer sichtbarer wurden und sich als Alternative zur Regierung der Liberalen à la Kerenski anboten.

Der Bedeutungszuwachs des radikalsten Flügels der russischen Linken erklärt sich unter anderem aus der Rolle des politischen Terrors, der gegen besonders exponierte Gegner ausgeübt wurde. Nicht von ungefähr begann der Krieg mit Gavrilo Princip's Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo. Drahtzieher war nach allgemeiner Auffassung Oberst Dragutin Dimitrijević (der wegen seiner mächtigen Erscheinung nach dem heiligen Stier der ägyptischen Mythologie „Apis“ genannt wurde), Chef des serbischen Geheimdienstes, besser bekannt aber als Anführer der Organisation *Ujedinjenje ili smrt* (Vereinigung oder Tod), einer Geheimgesellschaft serbischer Offiziere, die für die Ermordung von König Aleksandar Obrenović und dessen Frau 1903 verantwortlich war. Die Schwarze Hand, wie man die Gesellschaft nannte, pflegte auch während des Kriegs die Rituale der Konspiration: geheime Treffen und für Nichteingeweihte unverständliche Symbole. Das war allerdings nicht die Ursache für Apis' Untergang. Es ging um die Macht, besser gesagt um die Angst vor Machtverlust. Apis hatte die Unterstützung der begabtesten Generäle, darunter Stepa Stepanović, der Stabschef des Woiwoden Putnik und Architekt der wichtigsten serbischen Erfolge in den Feldzügen von 1914. Der Regent Aleksandar Karadjordjević war nach Serbiens Niederlage 1915 nicht bereit, Strukturen zu tolerieren, die wir heute als „tiefen Staat“ bezeichnen würden. Schon vor dem Krieg hatte er in der Armee eine eigene Organisation gegründet: die Weiße Hand.⁶ 1917 fanden sich plötzlich Belege für angebliche Vorbereitungen zu einer weiteren Verschwörung der Schwarzen Hand, dieses Mal gegen den Regenten. Apis und zwei andere Offiziere wurden in Saloniki zum Tod verurteilt. Das Urteil wurde sofort vollstreckt. Ein Mitglied des Exekutionskommandos erinnerte sich an die würdige Haltung der Opfer des politischen Mordes. Nach eigener Aussage verlangte er von seinem Kommandeur, nie wieder zu einer solchen Aufgabe bestimmt zu werden. Der Kommandeur soll geantwortet haben, auch ihm sei die Vollstreckung schwergefallen.⁷

Eine andere Szene spielte sich am 21. Oktober 1916, einen Monat vor dem Tod Franz Josephs I., im Restaurant des Wiener Hotels Meissl & Schladt ab. Dort wurde der seit 1911 amtierende cisleithanische Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh, einer der für den Selbstmord der Imperien im Sommer 1914 verantwortlichen älteren Herren, beim Mittagessen von dem Sozialisten Friedrich Adler, dem

Sohn des legendären österreichischen Sozialdemokraten Victor Adler, erschossen. Adler war ein talentierter Physiker, bis 1911 hatte er in der Schweiz gelebt; Albert Einstein sah in ihm seinen Nachfolger am Lehrstuhl für theoretische Physik an der Universität Zürich. Adler kehrte jedoch nach Österreich zurück und engagierte sich in der sozialistischen Partei. Als radikaler Pazifist fühlte er sich dort nach Kriegsbeginn isoliert, denn er lehnte jeden Kompromiss mit dem sinnlos Krieg führenden Staat ab, dessen Justizsystem er für ein Gewaltmittel der Herrschenden gegen das Volk hielt. Vor Gericht attackierte er die Monarchie ebenso scharf wie die sozialdemokratische Partei. Er sprach vom „Gefühl der Schande, Österreicher zu sein“. Den Krieg hielt er wie die Revolution für etwas „Untermenschliches“: „Solange es nötig ist, Menschen zu töten [...], solange leben wir in einer Welt der Barbarei, der Untermenschlichkeit.“ Der junge Adler hatte mehr Glück als Gavrilo Princip. Er wurde zum Tode verurteilt, aber schnell begnadigt. Von 18 Jahren Haft saß er bis Kriegsende zwei ab.

Der Staatsanwalt erinnerte an die Jahre in der Schweiz, in denen der Angeklagte „von Anbeginn in steter und innigster Berührung mit Umstürzern aller Parteischattierungen aus allen europäischen Staaten [stand]. Den russischen Sozialistenkreisen entstammt seine Lebensgefährtin.“⁸ Der Staatsanwalt irrte. Die Russin war ein für den Prozess belangloses, wiewohl gut in die Kriegspropaganda passendes Requisit. Adlers Kontakte zu „Umstürzern aller Parteischattierungen aus allen europäischen Staaten“ waren hingegen eine Tatsache.

Dies ist kein Buch über die radikale europäische Linke vor dem und im Ersten Weltkrieg, doch ist es aufschlussreich, an vergessene Beziehungen zu erinnern, die durch den späteren Sieg der Bolschewiki in Russland gleichsam annulliert wurden. In dieser bis heute ungeschriebenen Geschichte war Galizien ebenso wichtig wie die Schweiz. Felix Dserschinski und Józef Piłsudski, zwei Söhne litauischer Grundbesitzer, fanden zur selben Zeit als von den zaristischen Behörden verfolgte Sozialisten Asyl im k. u. k. Krakau. Sie lebten nur ein paar Straßen voneinander entfernt. Wladimir Lenin – wie Kerenski Sohn eines hohen russischen Bildungsbeamten – spazierte damals mit Kazimierz Dłuski, einem Sozialisten, Arzt und Sozialaktivisten aus Zakopane sowie Schwager von Marie Skłodowska-Curie, durch die Tatra. Dłuski wiederum war ein alter Bekannter Roman Dmowskis, des Vordenkers der polnischen Rechten, der ein Vierteljahrhundert zuvor dem Sozialismus nahegestanden hatte. Im Hintergrund dieses uneinheitlichen Bildes taucht auch ein gewisser Josef Wissarionowitsch Stalin auf – er verwendete damals andere Namen –, der regelmäßig Lenin beim Schach ausgenommen haben soll.

Außerhalb des polnisch-russischen Kontextes steht Leo Trotzki (als Lew Dawidowitsch Bronstein in der Ukraine geboren). Als der Krieg ausbrach, floh er nach Wien, wo er – von Geheimdienstlern beobachtet – im Kaffeehaus Gäste empfing. Er ging in die Schweiz. Als man den k. u. k. Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf vor russischen Revolutionären warnte, soll dieser erwidert haben: „Und wer soll diese Revolution machen? Etwa der Herr Bronstein aus dem Café Central?“

Im Frühjahr 1917 änderte sich binnen weniger Tage alles. Am 6. April erklärten die USA als Reaktion auf deutsche U-Boot-Angriffe im Atlantik Deutschland den Krieg. Am 9. April stiegen Lenin und 31 andere politische Emigranten in Zürich in den Zug. Der Waggon wurde plombiert. Das deutsche Auswärtige Amt glaubte, die Rückkehr der Revolutionäre werde Russland den Verbleib in der Entente zumindest erschweren oder sogar zum Austritt des Landes führen. So kam es. Lenin gelangte über Deutschland, Schweden und Finnland nach Petrograd. Im Zug formulierte er die damals tragfähigsten Ideen: Die Arbeiter sollten die Macht in den Fabriken übernehmen, die Bauern das Land und Russland sollte die Entente verlassen und damit den unsinnigen Krieg beenden. Das Auswärtige Amt konnte zufrieden sein.

Nach dem Fiasko der Kerenski-Offensive im Juli überschätzten die Bolschewiki ihren Einfluss. Der erwähnte Putsch scheiterte. Lenin musste nach Finnland fliehen. Stalin soll ihm den Bart abrasiert haben. Er kehrte im Oktober zurück, als die Macht auf der Straße lag. Nach einem halben Jahr Chaos, Hunger und der Doppelherrschaft von vorläufiger Regierung und Arbeiter- und Soldaten-Räten glaubte niemand mehr an Kerenski. In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober (7.-8. November) übernahmen die Bolschewiki die Macht in Petrograd. Sie besetzten das Winterpalais und verhafteten die Minister der Provisorischen Regierung. Kerenski war kurz zuvor geflüchtet.

Nach der Machtübernahme erließen die Bolschewiki eine Reihe von Dekreten: über einen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen, über den Landbesitz (Legalisierung der Übernahme von Grundvermögen durch die Dorfkomitees), über das Selbstbestimmungsrecht der Völker Russlands, über die Übernahme der Fabriken durch Arbeiterkomitees, über die Konfiskation des Kirchenvermögens und die Ersetzung des julianischen Kalenders (gemäß dem wir von der Oktoberrevolution sprechen, obwohl sie im November stattfand) durch den gregorianischen. Die einzigen freien Wahlen in Russland gewannen Ende November zwar die Sozialrevolutionäre, die mehr als die Hälfte der Mandate errangen (Lenins Partei nicht ganz ein Viertel), doch das Ergebnis war irrelevant.

Russland trat aus dem Krieg aus und die Bolschewiki hatten nicht vor, die einmal eroberte Macht abzugeben. Am 15. Dezember 1917 trat der Waffenstillstand an der deutsch-russischen Front in Kraft; die Soldaten hatten ohnehin seit vielen Wochen nicht mehr auf den Gegner geschossen. Als Anführer der bolschewistischen Delegation vertrat Trotzki bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk den Ansatz „weder Krieg noch Frieden“ und verweigerte die Unterzeichnung eines Friedensvertrags. Doch die Mittelmächte wussten, wie schwach der Gegner war. Am 17. Februar 1918 erklärten sie den Waffenstillstand für beendet, ihre Truppen rückten nach Osten vor.

In Brest-Litowsk übertrafen sich beide Seiten mit Argumenten zum Selbstbestimmungsrecht der Völker. US-Präsident Woodrow Wilson hatte es am 8. Januar 1918 in einer Rede vor beiden Kammern des Kongresses zur Grundlage eines Friedens in Europa erklärt. Die Bolschewiki propagierten das Selbstbestimmungsrecht seit Kriegsbeginn. Während der Brest-Litowsker Verhandlungen sahen sie darin richtigerweise ein Instrument zur Zerschlagung der Habsburgermonarchie, das Deutschen Reich betrachtet es als Mittel zur Vernichtung des Romanow-Imperiums.

Im kleinen Maßstab ließ sich das Selbstbestimmungsrecht ebenso flexibel gestalten. Ungefähr zum Zeitpunkt von Piłsudskis Rückkehr nach Warschau besetzte am 10. November 1918 ein polnischer Oberleutnant mit einer Handvoll Soldaten das slowakische Dorf Suchá Hora. Eine Woche danach erschienen

begleitet von fünf Gendarmen der Starost und der Kommandeur der örtlichen Einheit der ungarischen Grenztruppen im Dorf. Die Herren fragten Oberleutnant Legocki, wozu er in die Region Orava gekommen sei. Oberleutnant Legocki erwiderte, er habe befehlsgemäß und im Sinne des Selbstbestimmungsrechts der Völker polnische Ortschaften in der Region besetzt.⁹

Andernorts sah es nicht anders aus: Der Staat, oder genauer gesagt: seine Armee, entschied, wo, wie und wann das Selbstbestimmungsrecht angewandt wurde.

* * *

Mitte der 1980er Jahre untersuchte der ungarische Historiker Tibor Hajdu die Spezifik der Revolution in Ost- und Ostmitteleuropa.¹⁰ In seiner Darstellung handelte es sich um einen vielköpfigen Drachen. Die Revolution bestand aus verschiedenen simultanen Revolten: der pazifistischen, der sozialistischen, der bäuerlichen und der nationalen. Ihre Anfänge liegen jeweils am Beginn der „zweiten

Hälfte“ des Kriegs. Ebenso wichtig ist, dass sie nicht mit dem Ersten Weltkrieg endeten.

Adler war ebenso sehr Anarchist wie Pazifist. In Ostmitteleuropa erfreute sich der Anarchismus weder damals noch später sonderlicher Beliebtheit. Ähnliches galt für den Pazifismus, doch die Erinnerung an die Gemetzel des Ersten Weltkriegs sicherte ihm zumindest eine reflexhafte Sympathie.

Ernst Kantorowicz schrieb 1957 von den zwei Körpern des Königs: dem sterblichen Leib und der symbolischen Verkörperung der Idee der Monarchie.¹¹ Franz Joseph I., Wilhelm II. und Nikolaus II. ließen unter verschiedenen Umständen diese Idee verwaissen. Und Franz Joseph I. war der einzige der drei Genannten, der sie nicht kompromittierte, wenngleich auch in seinem Fall die Meinungen auseinandergingen.

Ein anderes System musste an die Stelle der Monarchie treten. Vernünftige Historiker mögen derlei Bezeichnungen nicht, doch hier scheint sie angebracht: Obwohl „der vergessene Weltkrieg“ in Osteuropa mit Hilfe unterschiedlichster Surrogate geführt wurde – von Brot aus Sägespänen bis hin zur depravierten Justiz –, konnte er nicht damit enden. Auf internationaler Ebene eröffnete Wilson der Welt radikal neue Perspektiven. Österreich-Ungarn und Deutschland machten in Brest-Litowsk die Idee der Selbstbestimmung zur Karikatur, indem sie sich ein Viertel des Territoriums des besiegten Feindes einverleibten, doch die Menschen bewahrten den Gedanken an eine neue, gerechtere internationale Politik.

Innenpolitisch verbreitete sich die Forderung nach gleichem Wahlrecht. Die Idee einer Demokratie, in der alle Bürger ungeachtet ihrer Ausbildung und ihres Vermögens gleich sind, wurde recht plötzlich konkurrenzlos – zumindest auf dem Papier. Ab 1918 wurden die Stimmen in Gestalt von Wahlzetteln nur noch gezählt, nicht mehr gewichtet. Außer man lebte in einer Diktatur, in der alles egal war.

Warum die Idee der Demokratie in Ostmitteleuropa sofort auch die Frauen einschloss, ist schwer zu erklären. Wir versuchen es im Abschnitt *Transformation*, in dem wir vor allem die politische Dimension dieses Prozesses betrachten. Der Krieg, der aus den bisherigen Dienstmägden, den am Herd oder in den Ställen beschäftigten Ehefrauen (und ihren Töchtern, denen außer einer Mitgift nichts zustand), gefragte Arbeitskräfte machte, trug sicher zu seiner Beschleunigung bei – unter anderen Umständen wäre die Entwicklung deutlich langsamer verlaufen. Ein dankbares Forschungsfeld, wenngleich schwer zugänglich, weil in den Quellen die Berichte von Männern dominieren.

Mit der Zerstörung der Ordnung im größten Staat der Welt begannen die Bolschewiki eine Operation von globalem Ausmaß. Sie schufen das Modell einer kleinen Minderheit, die mit Entschlossenheit, charismatischen Führern und dem radikalen Bruch mit der alten Ordnung überall an die Macht gelangen konnte.

Apis fiel einem Justizmord zum Opfer; auch dieses Modell machte Schule, nicht nur in der Zwischenkriegszeit.

Und schließlich unsere titelgebenden „Nationen“. Sie traten in dem schmerzlichen und dramatischen Prozess, den wir zu beschreiben versuchen, an die Stelle der Imperien. Sie bildeten auch im 21. Jahrhundert das Fundament Europas. Und es ist schwer vorstellbar, dass zu unseren Lebzeiten der Alte Kontinent eine völlig andere Gestalt annehmen könnte.

Im zweiten Band des *Vergessenen Weltkriegs* möchten wir die von Tibor Hajdu aufgezählten revolutionären Phänomene beschreiben und ordnen. Der erste Teil behandelt die neue Art der Kriegführung, die sich in Ostmitteleuropa ab 1917 herausbildete und anschließend alle lokalen Kriege und kleineren militärischen Auseinandersetzungen prägte. Der zweite Teil beschreibt die sozialen Konflikte, die Versuche ihrer politischen Instrumentalisierung sowie auch die Bemühungen um ihre Beilegung. Daraus ergibt sich das Bild einer Systemtransformation, deren Dramatik den Umwälzungen in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan nach 1989 in nichts nachsteht. Der dritte Teil konzentriert sich auf die (meist usurpatorischen) Handlungen der politischen Repräsentanten der Völker Ostmitteleuropas und des Balkans während des Kriegs und nach Kriegsende, als die Grenzen neu gezogen wurden. Der Epilog reicht bereits in die Zwischenkriegszeit hinein, von Interesse sind hier insbesondere die Bereiche, in denen die Nachwirkungen des Kriegs besonders deutlich zu spüren waren.



**I GIGANTEN
UND PYGMÄEN**

Kapitel 1 Gemeinsam und getrennt – die Ethnisierung der Armee

Die wachsende Frustration und Kriegsmüdigkeit in der russischen Armee waren ein zentrales Thema der sowjetischen Geschichtsschreibung. Der Weg zur sozialistischen Revolution war für sie der wichtigste Aspekt dieser Zeit. Nicht nur für sie übrigens – Historiker neigen generell dazu, die Ursachen und Anfänge großer Umwälzungen so früh wie irgend möglich zu erblicken. Wenn es eine Explosion gab, musste zuvor schon etwas geschwelt haben. Für die Februarrevolution drängte sich ein solcher Zugang geradezu von selbst auf. Der sich verschärfende Konflikt zwischen „reaktionären“ Offizieren und einfachen Soldaten passte gut ins Bild der rebellierenden Arbeiter und Bauern im Hinterland. Beides schien geradewegs zu den zwei russischen Revolutionen hinzuführen.

Die zur Illustration angeführten Quellen, Briefe, Tagebücher und Fronterinnerungen der Jahre 1916–17 bestätigen auf den ersten Blick diese Interpretation. Zu Ostern 1916 gab es an der Ostfront in noch größerem Umfang Fälle von Verbrüderung zwischen den Soldaten der feindlichen Armeen als ein Jahr zuvor an der Nida. Wo es gelang, die Sprachbarriere zu überwinden, ging der Austausch von Waren oft mit pazifistischen Gedanken einher: „Wir schießen schon das dritte Jahr aufeinander. Vielleicht ist es Zeit, damit Schluss zu machen?“ Diese Äußerung eines russischen Soldaten illustriert die zunehmende Ablehnung weiterer Jahre des Kampfes. Kein Wunder, dass die zaristischen Offiziere derartige Begegnungen zu unterbinden versuchten.¹

Eine aufmerksamere Lektüre vergleichbarer Zeugnisse weckt aber gewisse Zweifel. Natürlich wuchs angesichts der ungeheuren Verluste die Kriegsmüdigkeit in der russischen Armee ebenso wie die Frustration im Hinterland. Die Frage ist aber, ob die Enttäuschung stetig und gleichmäßig anwuchs und auf direktem Weg zum Ausbruch führte. Die schwankenden Stimmungen der Soldaten an der Front, die mal mehr, mal weniger zur Rebellion neigten, lassen etwas anderes

vermuten. Zwar wuchs ihre Anzahl im Vergleich zu Kriegsbeginn, doch 1916 gab es nicht die geringsten Anzeichen für einen Zusammenbruch der russischen Front. Die Fortsetzung der oben zitierten Schilderung eines russischen Soldaten erklärt, warum:

– Zurück, oder ich lasse schießen ...! – brüllt wütend der Offizier, der aus dem Graben herausschaut.

Die gebeugten Gestalten laufen schnell auseinander ... Wieder herrscht Totenstille, als sei nichts geschehen. Es wächst nur die Wut auf den Offizier, der die so interessante Begegnung [...] beendete.²

Das ist nur eines von zahlreichen Beispielen dafür, dass bis zum Frühjahr 1917 die russischen Offiziere ihre Untergebenen noch im Griff hatten. Nach Ansicht vieler Kommandeure hatte sich die Situation sogar etwas verbessert. Die seit Kriegsbeginn im Vergleich zu anderen Armeen hohe Anzahl von Desertionen stieg nicht weiter an, die Maßnahmen zur Stabilisierung der Lage und zur schnelleren Rückführung von Deserteuren an die Front entfalteten die gewünschte Wirkung.³ Die Versorgung, die sich schon vor der Brussilow-Offensive deutlich verbessert hatte, funktionierte weiterhin viel effektiver als in den ersten zwei Kriegsjahren. Brussilow selbst, der an der Jahreswende 1916/17 viele Fronteinheiten besuchte, bemerkte:

[...] die Disziplin war noch immer ausgezeichnet und wenn wir nur eine Offensive unternommen hätten, so hätten die Soldaten ihre Pflicht sicher ebenso erfüllt wie 1916.⁴

Der russische Hauptmann Lobanow-Rostowski, der die Armee von einer sehr viel niedrigeren Rangstufe aus betrachtete, bestätigte rückblickend diese Einschätzung:

Ich kann kategorisch feststellen, dass die Armee, obwohl es bis zur Revolution nur noch sechs Monate dauerte, nie in einem besseren Zustand war. Wir hatten endlich genug technische Ausrüstung und Munition. In den Regimentern, die ich besuchte, war die Disziplin gut [...], die Offiziere voller Optimismus. [...]. Ganz gewiss gab es keine Depression, Defätismus oder Anzeichen der bevorstehenden Revolution.⁵

Waren die russischen Offiziere so erfreut über die Verbesserung der Versorgung und die neuen Waffen, dass sie die Anzeichen von psychischer Erschöpfung und

Ungehorsam unter ihren Soldaten nicht bemerkten? Militärpsychologie und -psychiatrie entwickelten sich damals sehr dynamisch, das Interesse beschränkte sich nicht auf das Faradisieren von Patienten. Dennoch wurde vor der Revolution kein Zusammenbruch, keine psychologische Krise verzeichnet. Alexander Watson vertritt in seiner Untersuchung zur Kampfmoral an der Westfront eine Auffassung, die sicher auch Brussilow und Lobanow geteilt hätten: Massenhafter Ungehorsam war meist die Folge eines messbaren Mangels an Menschen, Ausrüstung, Versorgung und Erholung. Momentane Stimmungen und kollektive Psychosen hatten konkrete Ursachen, über Sieg und Niederlage entschieden letztlich „nicht die ‚besseren Nerven‘, sondern die bessere Versorgung“.⁶

Aus diesen Beobachtungen lässt sich nur eine Schlussfolgerung ziehen: Die Revolution gelangte aus dem Hinterland an die Ostfront. Wären die Soldaten komplett von den hungernden und darbenden Familien im Land abgeschnitten gewesen, hätte die Armee die Disziplin sicher deutlich länger aufrechterhalten können, vielleicht sogar „bis zum letzten Mann“. Ohne demoralisierende Nachrichten aus der Heimat wären Ausdauer und Loyalität der Vaterlandsverteidiger länger intakt geblieben. Heißt das, dass die russische und die übrigen imperialen Armeen (sowie die nationalen Streitkräfte Bulgariens, Serbiens, Griechenlands und Rumäniens) wirklich bis zum Schluss, also bis zum Zusammenbruch der Dynastien der Romanows und der Habsburger, ihre Geschlossenheit bewahrten? Konnten sie den wachsenden Unwillen der Soldaten beherrschen, die nicht länger in einem Krieg sterben wollten, dessen Ziel mit der Zeit keineswegs klarer und überzeugender wurde? Die Antwort auf diese Fragen führt uns zum Wesen des Wandels vom Krieg der Imperien zum Krieg der Nationen. Und wie so oft im Falle großer Veränderungen ist diese Antwort zweifelsohne komplex.

Die Ethnisierung der Armee vor der Februarrevolution

Beginnen wir damit, dass schon lange vor der Revolution die imperialen Armeen längst nicht so monolithisch waren, wie es Brussilow und Lobanow-Rostowski wollten. Zwar gibt es keinen Grund, ihre Einschätzung der Moral und der Versorgung vor dem für die zaristischen Truppen katastrophalen Frühjahr und Sommer 1917 anzuzweifeln, doch sowohl auf ihrer Seite der Front als auch in der k. u. k. Armee gewannen die zentrifugalen Tendenzen an Stärke. Anfangs weckten sie keine größeren Sorgen, doch während der zwei großen Feldzüge 1916 entwickelten sie plötzlich eine für die Imperien gefährliche Dynamik. Im passenden Moment sollten sie ihre volle Kraft entfalten.

Die Geschichten der nationalen Einheiten innerhalb der russischen und österreichisch-ungarischen Armee ähneln sich meist sehr. Die erste Begegnung der polnischen Legionäre mit den Landsleuten aus dem russischen Teilungsgebiet war für die jungen Idealisten eine große Enttäuschung. Der Volksaufstand, den sie auslösen wollten, brach nicht aus und die Kämpfe gegen die Russen, so heroisch sie waren, waren überwiegend Rückzugsgefechte. Die Geschichte der zur gleichen Zeit formierten Legion der ukrainischen Sitscher Schützen wirkt, wenngleich in etwas kleinerem Ausmaß, bis in die Details (wie etwa der demonstrative Unwille, Franz Joseph I. die Treue zu schwören) wie eine exakte Kopie der polnischen Erfahrungen.⁷ Wie die polnischen Legionäre empörten sich die ukrainischen Soldaten über die Grausamkeiten der österreichisch-ungarischen Militärs gegen ihre Landsleute im Zarenreich, sie gerieten in Konflikt mit den besser ausgestatteten regulären Einheiten, denen sie die Ausrüstung stahlen, und sie versuchten in ihren Reihen demokratischen Grundsätzen zu folgen. Mit den Polen teilten sie auch die für junge, unerfahrene Soldaten typische Enttäuschung und Frustration angesichts des wirklichen Kriegserlebnisses. Eines der ersten Abenteuer der ukrainischen Legionäre war die schlecht vorbereitete und dilettantisch durchgeführte Aufklärungsexpedition eines kleinen Trupps hinter den russischen Linien in der Nähe von Stryj:

Die Schützen marschieren ohne Karten und Kompass durch die verschneiten bewaldeten Berge [...]. Während des weiteren Marschs begegnen sie weder russischen noch österreichischen Truppen. Sie wissen nicht, ob sie noch vor oder schon hinter der Frontlinie sind. Im Dorf kaufen sie Schweine, schlachten, braten und verspeisen sie. Am 19. Oktober 1914 ziehen sie ins von den Russen verlassene Stryj ein, die Bevölkerung begrüßt sie mit Blumen und Zigaretten, gleich darauf aber werden die Zwanzig durch eigene Unvorsicht von der russischen Nachhut gefangen genommen. Der russische Fähnrich bietet ihnen Zigaretten an und meint, es müsse schlecht um Österreich stehen, wenn man schon kaum erwachsene Jungen mobilisiere.⁸

Weitere Versuche, einen Aufstand der Landsleute auf der anderen, von den Russen besetzten Seite der Karpaten anzustacheln, verliefen im Nichts. Die monatelangen schweren Kämpfe in Galizien brachten den ukrainischen Legionären sowohl einen Moment des Ruhms (die blutige Schlacht um den Berg Makiwka, die in einem patriotischen Lied verewigt wurde) als auch enorme Verluste. Während der Brussilow-Offensive wurde die Legion an der Zlota Lipa praktisch ausgelöscht. Eine Werbeaktion unter russischen Ukrainern nach der Mackensen-Of-

fensive 1915 brachte nicht den erhofften Erfolg (wiederum ähnlich wie die zeitgleichen Anstrengungen der Rekrutierungsoffiziere der Polnischen Legionen). Unterdessen wuchs unter den Legionären und ihren politischen Unterstützern die Enttäuschung über die Politik der Mittelmächte. Die Ukrainer fühlten sich sowohl in geopolitischer Hinsicht (die Proklamation vom 5. November und die Ankündigung der Errichtung eines polnischen Staates bedeutete für sie den drohenden Verlust von Gebieten, die sie als Teil der Ukraine betrachteten) als auch in weniger bedeutsamen, aber symbolischen Fragen missachtet; als die wenigen übriggebliebenen Sitscher Schützen zum Ausheben von Schützengräben und zu anderen Hilfsarbeiten an der Front abgeordnet wurden, sprach man in den ukrainischen Reihen vom „Spatenzug“.⁹

Die polnischen Legionäre, eine größere und erfahrenere Gruppe als die ukrainischen Waffenbrüder, empfanden ähnlich. Zwar identifizierten sie sich schon zu Beginn des Kriegs nicht ganz mit den Interessen der Donaumonarchie, doch den Wendepunkt markierte offenbar die Brussilow-Offensive. Danach hatte das Wort „unsere“ eine andere Bedeutung, es beschrieb nicht mehr die k. u. k.-Armee als Ganzes. In diesem Fall können wir sogar eine mikrohistorische Analyse des entscheidenden Moments für diesen Stimmungsumschwung wagen. Möglich wird dies durch die ungewöhnliche Zusammensetzung der Legionen, einer der literarischsten Formationen der Militärgeschichte. Dank der ausführlichen Beschreibungen des Dienstes in den Legionen können wir die Erosion des imperialen Konsenses gleichsam Bild für Bild beobachten.

Den Beginn macht eine Rückblende in die Zeit der Brussilow-Offensive, die den Hintergrund der Entstehung der Legionen veranschaulicht. Die Frontberichte österreichisch-ungarischer Soldaten von Juni und Juli 1916 gehörten einer speziellen Gattung an: der Analyse einer Niederlage, die so schmerzlich war, dass sie der Erklärung bedurfte. Verständlicherweise interessierte sich die Öffentlichkeit in der Heimat vor allem für die Einheiten, die zu Beginn der Offensive am meisten gelitten hatten, insbesondere für das 1. Wiener Infanterieregiment unter dem Kommando von Oberstleutnant Max Schönowsky-Schönwies. 1919 erschien kurz nach seiner offiziellen Rehabilitierung ein von ihm und dem Reserveoffizier und Journalisten August Angenetter verfasstes Buch über die Kämpfe seines Regiments in der Gegend von Olyka. Die Autoren schilderten die entscheidenden Tage im Juni 1916 in pathetischen Tönen. Das Regiment habe mit unvergleichlichem Mut und Todesverachtung „gegen dieses erdbraune, massige Unheil, das sich brüllend, tosend, flammend heranwälzte [...] durch viele Stunden bis zur allerletzten Patrone und noch darüber hinaus“ gekämpft.¹⁰ Auf

der Suche nach weiteren Gründen für die Niederlage verwiesen die Autoren auf die unzureichende Versorgung, Kommunikationsprobleme und das Entscheidungschaos, doch überraschend deutlich kritisierten sie auch die mangelnde Loyalität der eigenen Soldaten. Dieses Motiv erscheint in ihrem Buch schon in den Abschnitten über die Situation vor der Schlacht, in denen es nicht an boshafte Bemerkungen über die Ungarn mangelt, die unbarmherzig die Zivilbevölkerung ausplünderten. Anschließend beschreiben die Autoren die Reaktion der Soldaten auf das orkanartige russische Artilleriefeuer:

Etliche Tschechen und zwei Ruthenen – unsichere Kantonisten, die bei uns eingestellt worden waren – haben sich zu einem Sondergrüpplein zusammengesetzt. Sie zeigten in ihren Gesichtern einen Ausdruck, der ein mixtum compositum von Feigheit, Hinterhältigkeit, Verschlagenheit, Furcht, Schadenfreude und geheimer, niedriger Hoffnung war. Ekelhaft waren diese mißgestalteten Physiognomien anzuschauen. Ein paar Polen klebten in einer Nische dicht aneinander, verdrehten die Augen, daß man das Weiße hervorschimern sah, und beteten mit grauen, bebenden Lippen.¹¹

Wie wir bereits wissen, führte die Unterstellung, Tschechen und Ruthenen seien für die Niederlagen der k. u. k. Armee verantwortlich, in Wien zum Streit zwischen deutsch-österreichischen und tschechischen Politikern. Die Vorwürfe verschärften sich nach Berichten über die ersten Erfolge der in Russland aufgestellten tschechoslowakischen Einheiten, zumal nach der Schlacht bei Zborów 1917. Höhepunkt dieser Kampagne war die lange Anklageschrift gegen die Tschechen, die Ende 1917 von einer Gruppe deutscher Abgeordneter im Wiener Parlament verlesen wurde (die Reden der Abgeordneten unterlagen nicht der Zensur, die andernfalls den Text, der die Einheit der Monarchie untergrub, kassiert hätte).¹²

Die Lektüre tschechischer Kriegserinnerungen und historischer Arbeiten verkompliziert dieses Bild. Die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit gründete ihre Legitimität auf die Beteiligung von Legionären im Kampf gegen die Mittelmächte in Russland, Frankreich und Italien. Vervollständigt wurde diese Erzählung durch den Mythos vom konsequenten Widerstand der tschechischen und slowakischen Soldaten der Habsburgermonarchie, die nur unwillig einer ihren Interessen zuwiderlaufenden Sache gedient und sogar den Dienst sabotiert hätten. Die Erzählungen von massenhaften Desertionen und Übertritten zum Feind finden in den Quellen freilich keine Bestätigung. Die österreichisch-ungarischen Soldaten tschechischer Nationalität beschreiben dafür den Sommer 1916 als Abfolge kräftezehrender Rückzüge und schlecht vorbereiteter Gegenangriffe. Und

wichtiger noch, in ihrer Darstellung sind weder Feigheit noch Heroismus ethnisch konnotiert, sie finden sich bei Angehörigen aller Nationalitäten der k. u. k. Monarchie. Wie der Rekrut František Černý festhält, gab es in dieser Situation nichts, was eine Interpretation in ethnischen Kategorien erlaubt hätte:

Immer wieder holte ich Regimenter ein, deren Soldaten am Straßenrand rasteten, und es war klar, dass sie ihre Positionen schon vor Mitternacht verlassen haben mussten. Sobald der Weg ebener wurde, traute ich meinen Augen nicht, solche Massen von Soldaten sah ich! Eine schier endlose Menge. Alles befand sich auf dem Rückzug: Infanterie, Kavallerie, Trains. Ich dachte: „Wie viele wir sind! Wohin sollen wir fliehen?“ Aber, weil alle flohen, floh auch ich.¹³

Unabhängig davon, welche Rolle die ethnischen Konflikte zwischen Deutschen und Tschechen in der Erzählung vom Sommerfeldzug des Jahres 1916 spielen – für beide Seiten war es zweifellos eine Geschichte des Scheiterns. Die Erinnerungen der polnischen Legionäre verleihen denselben Ereignissen einen ganz anderen Sinn. In ihrer Darstellung und infolgedessen auch in der polnischen Militärgeschichte nehmen der Wolhynien-Feldzug und insbesondere die im Juli 1916 geschlagene Schlacht bei Kostiuchnowka einen würdigen Platz ein – als Beinahesieg im Kampf gegen einen zahlenmäßig überlegenen Feind.¹⁴ Außerdem einen geht man allgemein davon aus (unserer Meinung nach zu Unrecht), dass die Entscheidung zur Anwerbung von Rekruten für die polnische Wehrmacht im deutschen Besatzungsgebiet des Königreichs Polen unter dem Eindruck des Heldentums der Legionäre getroffen wurde.¹⁵ Zur Schlacht bei Kostiuchnowka gibt es zahlreiche Berichte aus erster Hand, was aus der erwähnten spezifischen sozialen Zusammensetzung der polnischen Freiwilligenregimenter resultiert. Überdies nahm der legendäre Anführer der Legionen, Józef Piłsudski, nicht nur an den Kämpfen in Wolhynien teil, sondern erschien auch dort an vorderster Front.¹⁶ Wirklich faszinierend ist aber, was die polnischen Teilnehmer der Schlacht über ihre nichtpolnischen Kampfgenossen schrieben.

Die Darstellung der Kämpfe gegen die Russen weist einige Ähnlichkeiten zu den österreichischen Schilderungen auf. Die übermächtigen Kräfte des Feindes werden mit einer Naturgewalt verglichen und als ebenso unaufhaltsam wie blind beschrieben. Einen Unterschied bildet die nur in den polnischen Berichten anzutreffende „ständische“ Interpretation des Konflikts als Kampf der „polnischen Herren“ gegen die Masse der „russischen Bauern“. Am weitesten ging dabei wohl der Soldat und Historiker Waclaw Lipiński:



Gefallene russische Soldaten nach einem Angriff auf deutsche Stellungen in Wolhynien, 1916.

Sie warteten dumpf und passiv einige Momente, bis eine in den Haufen geworfene Handgranate sie von ihrem Platz vertrieb. [...] Und es wimmelt nur so von ihnen. In den Hecken von Kostiuchnówka, unter den Drähten, im spärlichen Getreide, so weit das Auge reicht – hellgrüne Hemden und rote, verschwitzte Gesichter. Wir feuern ihnen gradewegs in die Schnauze, unfehlbar, mit kalter Grausamkeit. Sie antworten kaum, werfen stattdessen Granaten in den Schützengraben. Und sterben – sterben wortlos, abgestumpft und apathisch.¹⁷

Lipiński schildert anschließend eine Episode aus einer späteren Phase der Schlacht, die sich auf einer Brücke über einen Bach abspielte:

[...] auf der Brücke ein entsetzlicher Schrei. Dort wurden im Nu, blitzartig die Soldaten, die schon von der Seite herangekommen waren und den Weg versperrten, mit Kolben erschlagen, mit Bajonetten aufgeschlitzt. Die großen russischen Bauern wurden in den Sumpf gestoßen, man sah vor Leichen den Boden der Brücke nicht mehr. [...] Als ich die Linie erreichte, fiel mir Narbutts erhabene Gestalt mit dem glänzenden blitzenden Browning aus Nickel ins Auge. Ein Kampf auf Leben und Tod. Primitive, verbissene Leiden-

schaft. [...] Dort schlägt Oberleutnant Hajec den Bauern auf den Ruf „zdajsia“ [Hände hoch!] die Spitzrute ins Gesicht. Mit den Kolben auf die Köpfe, die Arme, Schüsse, Feuer direkt ins Gesicht. Bis wir die Menge zurückgedrängt hatten.¹⁸

Bevor wir uns vom expressionistischen Stil der Darstellungen mitreißen lassen, sollten wir uns klarmachen, dass letztlich auch die Polen mit ihren österreichischen und ungarischen Kampfgefährten zurückweichen mussten. Vor allem Letztere wurden oft für den Zusammenbruch der Verteidigung verantwortlich gemacht. Die Honvéds, die eine Stellung auf dem Polenberg besetzten (der Name erinnerte an den Beitrag der Legionen zum Wolhynien-Feldzug 1915), mussten angeblich von den Polen mehrfach an der Flucht gehindert und in die Schützengräben zurückgetrieben werden. Lipiński merkt kritisch an: „Eine verfluchte Bande gottverdammter Penner“.¹⁹ Er fügt hinzu, dass drei Wochen nach der Schlacht bei Kostiuchnówka das 93. und das 99. Regiment, die Positionen in der Gegend besetzten, in Abwesenheit der Polen „sofort zusammenbrechen“.²⁰ Der Legionär Marian Dąbrowski schreibt:

Allgemein heißt es in Legionsreihen, dass wir immer die Panik der österreichisch-ungarischen Einheiten dämpfen, bis bayerische oder preußische Verstärkung an den bedrohten Positionen eintrifft.²¹

In vielen polnischen Erinnerungen an Kostiuchnówka wiederholt sich eine bestimmte Szene, die den zitierten Behauptungen einen pikanten Beigeschmack verleiht. Während des Rückzugs verfielen einige Abteilungen der k. u. k. Armee in Panik, Kavallerie, Infanterie und Trains gerieten sich gegenseitig in die Quere und hinderten andere Einheiten am Vorankommen. In diesem Augenblick erschien eine kleine Einheit von Legionären unter dem Kommando des bereits erwähnten Aleksander Narbutt-Łuczyński:

Schon ertönte Narbutts scharfer Befehl in der Kolonne: „Bajonett auf!“, schon begannen die auf österreichische und preußische Offiziere gerichteten Gewehrläufe die Flucht etwas zu hemmen. Wir errichteten eine Mauer aus Bajonetten und Kolben, um nichts in der Welt wollten wir unsere Kolonne sprengen lassen. [...] Wir begannen zu singen. Die ruhige, geschlossene Kolonne, gespickt mit Bajonetten, und der kräftige, laut tönende Gesang zeigen letztlich Wirkung. Die Artilleristen, die Kavallerie heben die Köpfe, zügeln die Pferde, die Panik schwindet. Mit einem kurzen Galopp schließt ein preußischer Offizier zum voranreitenden Narbutt auf. Er sagt etwas, gratuliert,